

besondere Qualität legt das opus magnum nicht nur dem wissenschaftlich, sondern auch dem allgemein interessierten Publikum wärmstens ans Herz.

Die Entscheidung, die offizielle sowjetische Musik zum zentralen Bezugspunkt zu machen, hat allerdings zur Folge, dass musikalische (Sub-)Kulturen wie russische Rockmusik oder Liedermacher («russische Barden») und damit die regimiekritischen Stimmen aus dem Untergrund in Redepenning's Untersuchung ausgeklammert bleiben. Und von den staatlich verordneten Zwangs-Popularisierungsmechanismen (Straßenbeschallung mit Musik, sozialistische Musikpädagogik, Schlager im Alltag – wie auf Seite 10 angedeutet) ist ebenfalls viel zu wenig die Rede. Hier besteht also durchaus noch Forschungsbedarf.

Doch auch so erfordert die Komplexität des Materials gut den doppelten Umfang des ersten Bandes. Dankenswerterweise hat der Laaber-Verlag den zweiten Teil der »Geschichte der russischen und der sowjetischen Musik« daher in zwei klug illustrierten und reich mit Notenbeispielen ausgestatteten Teilbänden vorgelegt. Einziges Handicap für den Leser bleibt die Entscheidung, auch bei diesen beiden Büchern die Seitenzahlen innen am Falz anzuordnen – für die rasche Seiten-Suche eine äußerst hinderliche editorische Torheit.

Dass das Buch über einen langen Zeitraum hinweg entstanden ist, merkt man positiv an dem ausgereifen Konzept, kritisch vielleicht am Fehlen manch aktueller Literatur. Beispielsweise verwundert es, in dem Kapitel zu Schostakowitschs Spätwerk weder einen Hinweis auf die Dissertation von Sebasti-

an Klemm (Dmitri Schostakowitsch – Das zeitlose Spätwerk, Berlin 2001) zu finden – obwohl die von Klemm exemplarisch behandelte »Vierzehnte Sinfonie« von Redepenning ebenfalls ausführlich analysiert wird –, noch einen Verweis auf die Symposiumsberichte Dresden 2003 und Bonn 2004 zu entdecken (Dmitri Schostakowitsch. Das Spätwerk und sein zeitgeschichtlicher Kontext, Dresden 2006; Schostakowitsch und die Symphonie. Referate des Bonner Symposions 2004, Frankfurt a. M. 2007) – und das, obwohl die Autorin in letztgenanntem Sammelband selbst vertreten ist. Einerseits wirkt es sympathisch, dass Dorothea Redepenning darauf verzichtet, ihre eigenen Publikationen in aller Vollständigkeit in ihr Literaturverzeichnis mit aufzunehmen; andererseits warten beide Symposiumsberichte mit Ausführungen auf, die Redepenning's Darstellung (z. B. zur ästhetischen Ambivalenz der Sinfonien 11 bis 13) durchaus ergänzen könnten – einmal ganz davon abgesehen, dass eine Aufnahme ins Literaturverzeichnis von Redepenning's Referenzwerk einem musikwissenschaftlichen Ritterschlag gleichkommt, der den genannten Bänden durchaus zu wünschen wäre!

Die wenigen Desiderata überzubewerten, hieße freilich päpstlicher zu sein als der Papst: Ein opus magnum, das sowohl Überblickswissen als auch vertiefende Darstellung als auch Problemgeschichte in sich vereint, muss den Mut zur Lücke mitbringen. Umso erfreulicher, wenn die Lücken so wenig offensichtlich klaffen wie in diesem Buch!
[Kadja Grönke]

Daniela Neuhaus: Perspektive Musiklehrer/in

Köln (Dohr) 2008

Der Titel »Perspektive Musiklehrer/in. Der Berufswahlprozess von Lehramtstudierenden mit dem Unterrichtsfach Musik« der vorliegenden Dissertation von Daniela Neuhaus, die 2008 im Druck erschienen ist, ist ambivalent und gerade deshalb dem Gegenstand angemessen. Akribisch wird der Berufswahlprozess von Lehramtstudierenden mit dem Unterrichtsfach Musik untersucht. Nicht mehr und nicht minder.

Die Arbeit besteht aus zwei Teilen; einem theoretischen, in dem die Grundlagen der Berufswahl

untersucht werden, in einem weiteren Kapitel mit der Überschrift »Geschlechtertypische Unterschiede bei der Berufswahl und im Musikleben« werden eben diese untersucht. Abschließend werden Forschungen zur Studien- und Berufswahl von »Lehramtstudierenden« mitgeteilt. In einem zweiten Teil wertet die Autorin eine durchgeführte Fragebogenaktion hinsichtlich der genannten Fragestellungen aus, wenngleich die empirische Grundlage von 209 befragten Personen nicht repräsentativ sein kann.

Die Autorin kommt zu zahlreichen Ergebnissen, die aber die bisherigen Einschätzungen nicht mit wesentlich neuen Einsichten erweitern oder verändern. Für das Niveau mag folgende Feststellung paradigmatisch stehen: »Ebenso entspricht der Lehrerberuf dem Bedürfnis vieler Mädchen und Frauen nach einer Arbeit mit Menschen und nach einer für die Allgemeinheit nützlicher Tätigkeit. Männer legen dagegen mehr Wert auf einen hohen Verdienst und gute Aufstiegsmöglichkeiten, beides Kriterien, die der Lehrerberuf vor allem im Grund- und Hauptschulbereich kaum erfüllt« (87). Später stellt sie fest, dass sich aus den Ergebnissen aus der Shell-Studie (Deutsch-Shell 2000) zu Berufs- und Familienorientierung die Vermutung ableiten lässt, »[...] dass insbesondere bei älteren Studentinnen die Familienorientierung für die weitere berufliche Laufbahn eine bedeutende Rolle spielt, wohingegen die jüngeren stärker studien- und berufsorientiert sind« (90).

Sicherlich ist die Vorgehensweise der Autorin schlüssig. Was dieser Arbeit aber fehlt, ist eine kritische Auseinandersetzung mit der Materie, wie etwa der derzeitigen Schulpolitik. Einerseits trifft sie banale Feststellungen, die »Mehrheit der Studierenden nutzt das Studium zur persönlichen Weiterbildung, ohne den Blick auf den zukünftigen Beruf zu verlieren« (282), dabei fordert Sie völlig konsequent eine stärkere »Individualisierung des Studienangebotes«, und verliert jedoch kein Wort darüber, dass im Zuge der aktuellen bildungspolitischen Entscheidungen vor dem Hintergrund des Bologna-Prozesses genau das Gegenteil die Realität ist. Von den Tendenzen hin zum Fach »Ästhetische Bildung«, bei dem dann das Fach Musik zunehmend noch mehr an Bedeutung verlieren wird, kein Wort. Daniela Neuhaus reflektiert in diesem Zusammenhang, man möchte fast sagen »blauäugig«, dass Lehramtsstudenten zwecks Erlangung vorberuflicher Erfahrungen in der musikalischen Grundausbildung tätig werden könnten, bei



Klassenmusizierprojekten hilfreich zur Hand gehen könnten usw. Damit könnte auch die unterschiedliche Interessenlage zwischen Studentinnen und Studenten ausgeglichen werden, die daraus resultiert, dass die Studentinnen per se über ein ausgeprägteres pädagogisches Interesse verfügen sollen. Hilfreich wäre in diesem Zusammenhang auch der dauerhafte Kontakt zu einer »Musiklehrerin oder einem Musiklehrer, der oder die über die Dauer von Praktika hinaus auch als Ansprechpartner/in zur Verfügung steht« (284). Die Finanz- und Kultusminister werden ihr für solche Vorschläge zu Dank verpflichtet sein.

Den Konsequenzen, die sich für die Bachelor- und Masterstudiengänge ergeben, widmet die Autorin ganze 20 Zeilen (!), um abschließend festzustellen: »Ein nicht ausschließlich fach-, sondern prinzipiell berufsbezogener Studiengang fördert die Auseinandersetzung mit dem eigenen Berufswunsch, bereitet wahrscheinlich besser auf die Lehrtätigkeit vor und kommt den Zukunftsplänen der Mehrheit der Studierenden entgegen« (284). Hier kann man der Autorin uneingeschränkt zustimmen. Weiter wird ausgeführt: »Eine Tätigkeit in anderen Berufsfeldern kann trotzdem nach Abschluss(s) des Bachelorstudiums oder durch ein entsprechendes Masterstudium vorbereitet werden« (284). Ein kritischer Ansatz wäre – wie schon erwähnt – wünschenswert gewesen, wird doch gerade die Bandbreite der Möglichkeiten durch die starre Struktur des Bachelorstudiums eingeschränkt.

Die Darlegung ästhetischer wie pädagogischer Polaritäten erfolgt kaum. Die musikpädagogisch spannenden Fragen nach der Relation von künstlerischem und wissenschaftlichem Verhalten werden nur sehr knapp gestreift. Und so verharrt die Autorin in einem nebulösen Bereich, in dem nicht so recht klar wird, worauf sie eigentlich hinaus wollte. Wenn die Autorin in dem zweihalbseitigen (!) Ausblick auf zukünftige Forschungen den Schwerpunkt auf die »geschlechtsspezifischen Unterschiede« hinsichtlich der Berufswahl, der Wahl des Instrumentes legt, so mag das zwar recht wichtig sein, die Frage nach der Bedeutung solcher Forschungsergebnisse wird aber noch nicht einmal ansatzweise gestreift. Auch der Hinweis auf die Lernerfahrungen, die die Studentinnen und Studenten aus der eigenen Schulzeit mitbringen sowie die Erfahrungen aus »anderen pädagogischen Kontexten« (286) bleibt seltsam matt.

Mit Hilfe eines kritischen Bewusstseins könnten hier ganz schnell einige Fragen geklärt werden.

Die Feststellung: »Unter Umständen entsteht nach einigen Berufsjahren der Wunsch, für einige Zeit an die Hochschule oder Universität zurückzukehren und sich umfassender weiterzubilden, als dies in Lehrerfortbildungen möglich ist. Hier entsprechende Angebote zu entwickeln und den beruflichen Lebenslauf von Musiklehrerinnen und Musiklehrern, aber auch von denjenigen, die nach einiger Zeit den Beruf in die eine oder in die andere Richtung wechseln möchten, zu begleiten, könnte für die Ausbildungsinstitutionen eine reizvolle Zukunftsaufgabe werden« (287), erstaunt nicht nur ob ihrer grammatikalischen Ungenauigkeit, sondern auch ob der völligen Unkenntnis der derzeitigen Sparmaßnahmen gerade im Bereich der Lehrerfortbildung, und ob die Hochschulen noch über genügend Kapazitäten hierfür verfügen, sei zumindest in Frage gestellt.

Zumindest wäre ein Hinweis darauf schön gewesen, dass in der vom »Bologna-Prozess« gebeutelten Hochschullandschaft viele Aktivitäten nicht mehr

möglich sind. Da hier eine Weitsicht gefordert wird, die man in den meisten neuen Studienordnungen zumeist vermisst, nämlich neben modularisierter evaluierbarer Intelligenz und Kreativität, eine Gabe, die man heute in der schnelllebigen Zeit immer wichtiger wird: Muße.

Das, was Adorno in seinen kulturkritischen Schriften zum Lehrerberuf schrieb, sollte dabei ruhig berücksichtigt werden. Sein These aus seiner Metakritik der Erkenntnistheorie: »Am Lehrer ist es, das Ineinander von Verständnis und Kritik davor zu beschützen, ins präventiv Hohle auszuarten«, hat noch immer nichts an Bedeutung verloren, nur sollte man es auch zulassen, eben diesem Paradigma nicht verfallen. Schon das Wort »Lehramtstudierende« ist streng genommen ein Unwort, wahrscheinlich der Denkweise einer zur Geistesleere neigenden empirischen Bildungsforschung entsprungen. Dass die Thematik der vorgelegten Arbeit sinnvoll und wichtig ist, steht außer Frage. Bleibt zu hoffen, dass sie vielleicht zu tiefer gehenden Auseinandersetzungen motiviert. [Michael Pitz-Grewenig]

Anzeige



Zeitgenössisch seit 1800

neu: Edvard Grieg Werkverzeichnis

vorgelegt von Dan Fog, Kirsti Grinde und Øyvind Norheim
gefördert vom Edvard-Grieg-Komitee, Oslo

Werke mit Opuszahl (op. 1-74)
Werke ohne Opuszahl (nach EG-Nummern geordnet)

- 632 Seiten, handliches Lexikonformat, Ganzleinen
- sämtliche Werke mit ausführlichen bibliografischen Angaben zu Quellen, Entstehung, Erstaufführung, Widmung, Publikation u.a.
- Notenincipits

ausgezeichnet mit dem Musikeditionspreis 2009

weitere Informationen: www.edition-peters.de
C. F. Peters · Frankfurt/Main
Leipzig · London · New York




